Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 1

Artikel: Wiedersehen mit Hamburg
Autor: Lavater-Sloman, Mary
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758498

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIEDERSEHEN MIT HAMBURG

VON MARY LAVATER-SLOMAN

Wer in diesen Tagen unsere Grenzen überschreitet und unser bequemes Dasein hinter sich gelassen hat, der spürt sogleich, ob er nun Oesterreich, Frankreich, Italien oder Deutschland bereist, eine viel bewegtere Lebenskraft, als sie uns eigen ist. Der Kampf um das tägliche Brot im weitesten Sinne treibt die Menschen umher, läßt sie erfinderisch, mutig, schlau, oft sogar gewissenlos sein; denn es werden für den invaliden Mann, für die kranke Frau, für die hungernden Kinder, die hilflosen alten Eltern Kräfte angespannt, die bei uns schon längst rudimentär geworden sind, da es ja schützende Institutionen gegen alle Fährnisse des Lebens gibt. Auch sind Zügel und Hemmnisse aller Art gefallen, die uns Schritt für Schritt in den vorgeschriebenen Bahnen festhalten. Wer jahrelang unter einem Feuer- und Stahlregen, der vom Himmel fiel, gelebt hat, legt seinen eigenen Maßstab an «Dürfen» und «Sollen».

Wir haben es erfahren. Nicht nur während der tagelangen Fahrt gen Norden, auf der uns nur Zigaretten und Schweizer Uhren zu Essen, Unterkunft und Benzin verhalfen, sondern auch in Hamburg, dem Ziel unserer Reise, waren die einfachsten Grundlagen des täglichen Lebens verschoben oder gar verschwunden.

Da ich als Gast bei Verwandten lebte und weder Aufenthaltsbewilligung noch Lebensmittelkarten erhalten konnte, mußte ich mich an einen geschickten Mann wenden, damit er mir gegen Gebrauchsgegenstände aus meinem Besitz Lebensmittel verschaffte. Deutsches Geld besaß ich nicht, er wollte auch keines haben.

Ich traf öfters mit diesem Manne zusammen und lernte ihn und seine Frau als prächtige Menschen kennen. «Das sind noch gute, rechte Bürgersleute, trotz des Schwarzhandels», sagte ich zu meinem Vetter, der mich dorthin geführt hatte; aber er lächelte skeptisch: «Gute, rechte Bürger sind wir alle nicht mehr; dabei könnte man verhungern, und deine neuen Freunde haben sogar allerlei besonders unbürgerliche Dinge erlebt», und er erzählte mir, daß eine dieser Episoden sich in einer Bombardierungszeit abgespielt hätte, wo oft mehrere Groß-

städte zugleich daran glauben mußten. Die Frau wurde bei einer der Heimsuchungen Hamburgs schwer verwundet. Mit Tausenden von Opfern brachte man sie in eine nicht ferne Stadt, die noch verschont war, und hier fand sie ihren Platz im Gang eines Spitals, wo Mensch an Mensch in Qual und Schmerzen lag.

Der Mann war zur gleichen Zeit in Berlin im Keller eines Hotels verschüttet worden, wurde ausgegraben, kam in eine zweite Bombardierung; durchlebte eine Nacht, da das Feuer ihm Kleider und Haare versengte, darauf einen Tag des Umherirrens in der verwüsteten Stadt; in der Nacht wieder ein Großangriff. Erst am dritten Tag wurde er endlich in einen übervollen Zug geladen, der auf offener Strecke beschossen wurde. Keine Ruhe, keine Nahrung, kein Raum, um auch nur niederzusitzen.

In Hamburg angekommen, steht er vor den Trümmern seines Hauses; umherirrende Nachbarn sagen ihm, wo er seine verwundete Frau finden kann. Nochmals eine Fahrt auf der Bahn, in der Kälte auf einem Trittbrett schwebend, bei ständiger Gefahr, hinuntergestoßen zu werden. Schmutzig, ausgehungert, zerfetzt, mit Augen, verquollen von Schlaflosigkeit, langt er endlich in der verschonten Stadt an. In seinem übermüdeten Gehirn drehen und wenden sich die Bilder der Schreckenstage in Berlin, der qualvollen Fahrten, seines zerstörten Heims, seiner Frau, die vielleicht in Todeszuckungen liegt, wie er es bei fremden Frauen gesehen, wie ein unermüdlicher Bohrer umher.

Er findet das Krankenhaus, er findet den langen Korridor, findet eine blasse, verbundene Frau mit schmerzverzerrtem Antlitz, kniet an ihrer Seite nieder: «Ich bin da» — «O Gott, daß du lebst!» — «Und du, wirst du mir bleiben?» Sie nickt und tastet nach seiner Hand: «Aber du bist auch krank.» Er sinkt halb über ihr zusammen: «Schlafen . . . ich will nur schlafen.»

«Sie können hier nicht bleiben, stehen Sie auf; die Verwundeten müssen noch näher zusammengerückt werden . . .» Eine Schlange von Trägern mit Bahren zieht in den Korridor ein. Bitten, protestieren, schimpfen, es nützt nichts; die Schwestern müssen hart sein; wer noch Beine zum Gehen hat, muß hinaus. Nun wankt er, halbblind vor Erschöpfung, von Gasthaus zu Gasthaus, er klopft auch in Privathäusern an. Alles, alles überfüllt von Flüchtlingen und Verwundeten, und nirgends eine Gaststätte, die noch einen Bissen zu vergeben hätte.

Gegen Abend, es fällt ein eiskalter Schneeregen, steht er an einen Türpfosten gelehnt im Korridor des Spitals, den hohlen Blick auf die zu seinen Füßen liegende Frau gerichtet. Die klappernden Zähne bringen keine Klage mehr hervor. Die Frau winkt ihn mit einer kleinen Handbewegung zu sich heran; steif und mühsam läßt er sich nieder.

«Komm mit deinem Ohr nahe zu meinem Mund!» Er streckt den

Kopf vor. Seine Schläfenhaare sind ja weiß geworden, denkt sie erschrocken. «Es soll am Hafen Häuser geben, in denen Männer ... du weißt schon ... gehe in das beste, das du finden kannst, dort sind ja viele Betten, es wird da jetzt Platz sein; hast du Geld?»

Er schüttelt den Kopf.

«Unter meinem Stroh ... nein, mehr rechts, nimm alles.»

Es war ein Haus des imitierten Marmors, der imitierten Perser Teppiche, aber der unverfälschten Menschlichkeit. Ob es das beste in seiner Art war, wußte der Mann nicht, aber man hatte ihn aufgenommen. Ein lustiger Gast war er nicht. Madame sah scheel, die Mädchen machten schnippische Gesichter, aber eine nahm ihn bei der Hand, tat laut und zudringlich, entführte ihn in ihr Zimmer, und hier ... war sie wie eine Schwester; ließ ihn in ihr Bett fallen, zog ihm die Schuhe aus, wusch ihm Gesicht, Hände und Füße, holte Speisen, heißen Kaffee, Zigaretten, ließ ihn schluchzen, soviel er wollte, sprach wenig und setzte sich schließlich auf einen Stuhl, um die Nacht bei diesem Bleiklumpen von übererschöpftem Menschen zu wachen.

Am Morgen mußte Madame hören, daß dieser unersättliche Liebhaber den ganzen Tag hierzubleiben wünsche. Madame zog die schwarzen Augenbrauen bis zu den platinblonden Haaren hinauf, lächelte mit einem Mundwinkel; sie erriet, was hier gespielt wurde.

«Dann amüsiere du nur deinen Freund ...»

«Er hat viel Geld», sagte das Mädchen. Eine großartige Handbewegung von Madame ... «Es ist noch vom echten Kaffee da, du weißt, wo er steht ...»

Später lebten Mann und Frau in einem kleinen Notzimmer bei fremden Menschen in ihrer verwüsteten Heimatstadt, und hier machte ich ihre Bekanntschaft. Die Frau war inzwischen tuberkulös geworden; wie ein Schatten lehnte sie in ihrem Armsessel — übrigens mit angewöhnter Vorsicht, denn ein Bein des Stuhles fehlte, und da an Reparaturen nicht zu denken war, hatte man einen Turm aus geretteten Büchern erstellt, der den Sitz stützte, aber bei unvorsichtigen Bewegungen auseinanderzugleiten drohte.

Der Mann saß am Tisch, vor sich Zigaretten — die heutige Ladung hatte er gegen ein kostbares Paar Schuhe eingetauscht —, und entnahm ihnen den Tabak. Auf einer kleinen Maschine verfertigte er neue Zigaretten, immer aus dem Inhalt von zweien, drei neue herstellend. Ein unzweifelhafter Betrug, aber er sagte strahlend: «Das bringt viel Geld ein; das heißt, es bringt Medikamente ein!» Die seien kaum noch aufzutreiben, aber für Geld ... eine Handbewegung, ein Blick zu seiner Frau hinüber, und der Widerschein seines zärtlichen Lächelns leuchtete von ihrem Gesicht.

Am nächsten Tag fuhr ich mit der Bahn etwa fünfzig Kilometer auf das Land hinaus. Da wollte mir die Beschreibung der Reise in dem überfüllten Flüchtlingszug nicht aus dem Sinn kommen; denn was ich erlebte, war sehr ähnlich: Menschenmassen, die sich auf die Züge stürzten und die kleinen, altmodischen, abgenutzten Wagen bis zum Bersten füllten.

Es war früher Morgen, noch dunkel und keine Beleuchtung in den Wagen. Ich hatte ein Abteil gefunden, in dem — o Wunder — nur einige junge Männer saßen. Sie sahen mich aus ihren tiefliegenden, stillen Augen fragend an, aber sagten kein Wort. Die Scheu, mit Unbekannten zu sprechen, ist noch nicht von den Deutschen gewichen; aber dann wurde die Türe aufgerissen, ein Schaffner schaute suchend in das dunkle Abteil: «Aha! wieder jemand im Abteil für Schwerverletzte . . . das kostet Sie drei Mark, wenn Sie hierdrin fahren!»

Jetzt sah ich erst, daß meinen Mitreisenden ein Arm oder ein Bein fehlte. Während ich mein Portemonnaie zog, dachte ich: und keiner hat eine Prothese, fehlt es auch daran? Aber dann sah ich das Gesicht des Schaffners, der verblüfft auf die drei Mark schaute, die ich ihm reichen wollte; er hatte wohl erwartet, daß ich im Entsetzen vor der hohen Summe von drei Mark Hals über Kopf aus dem Wagen klettern würde. Da ich aber für fünfundvierzig Franken tausend Mark bekommen hatte, war ich gern bereit, für drei Mark mit den Schwerverletzten zu fahren. Damals wußte ich noch nicht, daß eine Zweizimmerwohnung mit Küche und Mansarde in einem Landstädtchen zwanzig Mark Miete kostete und der Geldwert einer ganzen monatlichen Lebensmittelkarte zehn Mark betrug. Der Schaffner sah mich mißtrauisch an — war er an eine Verrückte geraten?

«Kommen Sie heraus», sagte er vorsichtig. «Die drei Mark sind Strafgeld, Sie müssen in ein anderes Abteil einsteigen.»

Ich verließ seufzend meine stummen Gefährten und versuchte, mit zwei schweren Handkoffern beladen in irgendeinem überfüllten Wagen unterzukommen. Endlich stand ich festgeklemmt neben der Türe. Der Zug setzte sich in Bewegung; die erste Dämmerung eines kalten, nassen Februartages lag über der Welt. Vor dem Fenster zogen die Bilder der Ruinen vorüber. Ich kannte sie ja nun schon, diese hohen, freistehenden Mauern, die sich ausgezackt vom Himmel abheben, diese dachlosen Häuser, diese Schlangen von Röhrenwerk, dieses Wirrsal von Drähten, diese schiefhängenden Heizkörper.

Wir fuhren und fuhren, rechts und links Ruinen. Da war auch wieder das typische Gebäude, dem die Vorderwand weggerissen ist und das nun offen dasteht wie ein Puppenhaus. In den Zimmern sind noch Oefen, Tapeten, eingebaute Möbel zu sehen, oft hängen noch Gardinenfetzen an Seitenfenstern; Badewannen, Kochherde existieren

noch und sind wohl nur deshalb nicht geholt, weil die Treppe fort ist und das Gebäude bei irgendeiner Erschütterung zusammenstürzen könnte wie ein Kartenhaus. Solche gefährdete Häuser findet man zwar nur noch in Quartieren, die gar nicht mehr bewohnt werden.

Sie wirken unsagbar erschütternd, diese Resten eines bürgerlichen Daseins, das zerstoben ist vor dem Sturm der Zeit. Wo sind die Bewohner, die Tausende, die hier ein kleines, friedliches Leben führten? Fortgeführt, zu fremden Menschen gesteckt, die sich diesen Zuwachs nicht gewünscht haben. Manche Mauerresten tragen ein angemaltes schwarzes Kreuz, das dem Vorübergehenden sagt, daß die Bewohner des Hauses immer noch unbestattet unter den Trümmern liegen. Immer noch; denn jetzt noch, nach zwei und drei Jahren, häuft sich der Schutt in Bergen. In völlig zerstörten Stadtteilen sind die Straßen gar nicht freigelegt worden, man hat sie mit Palisaden umzäunt. Wohin sollte man auch den Schutt bringen? Woher Fuhrwerke nehmen, woher Pferde oder Benzin bekommen? Es heißt, man wolle nun die Wasserstraßen Hamburgs, die Fleete, auffüllen.

Ich hätte gern mit meinen Nachbarn ein Gespräch angeknüpft; aber das Schweigen dieser Menschen, von denen jeder so sichtbar ein Schicksal trägt, ist ansteckend. Nur einmal hörte ich es neben mir flüstern: «Was, du ißt jetzt schon dein Brot? Was willst du denn mittags essen?» — «Es ist doch gleich, ob ich jetzt hungere oder mittags . . .»

Plötzlich ein Ruck, ein Knirschen; der Zug hält an, mitten auf der Strecke. Was ist geschehen? Die Lokomotive ist defekt. Das scheint niemanden zu wundern; keiner weicht von seinem heißerrungenen Platz; aber nach einer halben Stunde heißt es doch: «Aussteigen, der Zug fährt nicht weiter!»

In Regen und Wind klettert alles die altmodischen Treppchen hinunter, den Bahndamm hinab und drüben wieder hinauf zu einem andern Geleise; es soll dort ein Zug anhalten. Wann? Das weiß niemand. Aber er kommt, der Zug, vollgepfropft, und da müssen wir, die Ladung des ersten Zuges, uns auch noch hineindrängen.

Ich bin mit meinen Handkoffern behindert; wenn jemand ahnte, was sie an Nahrungsmitteln, Zigaretten und Kleidern enthielten, würden sie nicht lange bei mir bleiben. In einem Abteil finde ich keinen Platz mehr, so klemme ich mich zwischen die Leute, die sich auf den Blechstegen über den Puffern zusammendrängen.

Eine kalte Fahrt! Der Regen läuft mir am Gesicht entlang, meine Beine sind wie Eissäulen, und ich beneide die Frauen um mich her, die fast alle lange Hosen tragen, alte Männerhosen, sogar Uniformhosen; dafür besitzen sie meistens keine Strümpfe. An einer Station, wo viele Leute ausstiegen, gelang es mir, in einen «Stehwagen» zu

kommen. Das sind Eisenbahnwagen, in denen die Bänke entfernt sind, damit mehr Menschen darin Platz finden. Auch hier ein Stoßen und Drücken; was wollten alle diese Menschen auf dem Lande?

Kein Wort verriet es mir; aber später hörte ich, daß sie auf die Steckrüben- und Kartoffeljagd gingen oder irgendwo Holz zu schlagen suchten. Ich hatte mich erschöpft auf meine Koffer gesetzt, die Handschuhe ausgezogen und begonnen, meine erstarrten Finger zu reiben. Mir gegenüber stand ein alter Herr in abgenutzter, aber guter Kleidung. Plötzlich beugt er sich zu mir hinunter und fragt leise:

«Wohin gehen Sie?» — Dort und dort hin. — «Dann ziehen Sie Ihre Handschuhe an, damit man Ihre Ringe nicht sieht, wenn Sie nachher über Land gehen; Sie sollten auch Ihre Koffer nicht mit sich tragen, wir haben herumstreifende Banden in dieser Gegend, die machen kurzen Prozeß.»

Der alte Herr stieg aus, und eine fast tonlose Stimme sagte neben mir: «Ich würde Ihnen die Koffer tragen und auf Sie aufpassen; aber ich habe die Kraft nicht mehr.»

Ich wandte mich erschrocken zur Seite. Neben mir kauerte auf einem Sack eine Gestalt wie eine lebende Leiche. In einer zerrissenen, graugrünen Uniform steckte ein immerwährend zitternder, bis auf die Knochen abgemagerter Mann. Das kleine graue Gesicht schien das eines Greises zu sein, die Haare, die unter der Mütze zu sehen waren, schimmerten schneeweiß; aber es war ein Soldat, er konnte nicht gar so alt sein ... Hunger, dachte ich; so sieht der Hunger aus.

Ich zog ein Paket aus der Manteltasche, öffnete es und schob ihm die belegten Brote hin. Einen Augenblick schaute er wie erstarrt darauf nieder, und während er mit zitternder Hand eines aufnahm, traf mich ein Blick, wie ich ihn noch nie in den Augen eines Menschen gesehen habe. Ich kann ihn noch heute nicht deuten; denn der Soldat sah nicht mich an, er sah durch mich hindurch auf die Menschheit, oder auf Gott, zu dem er vielleicht in Gedanken sagte: Warum hast du all das zugelassen?

Als er gegessen hatte, sprach er mit schneller, fiebriger Stimme auf mich ein: Er komme aus der Gefangenschaft; drei Jahre hinter Stacheldraht, im letzten Jahr kaum noch ernährt ... viele haben sich aufgehängt. Er hatte seine junge Frau wiedersehen wollen, deshalb sei er am Leben geblieben — und den Kleinen! «Er ist vierjährig; ich habe ihn noch nie gesehen; die Frau wird mich nicht wiedererkennen; in Hamburg habe ich mir den Bart abnehmen lassen, der machte so alt. So, hier müssen wir aussteigen ... ob sie mich wohl wiedererkennen wird?»

Im Gedränge des kleinen Landbahnhofes verlor ich ihn aus den Augen, auch liefen mir die beiden kleinen Jungen meiner Freundin,

die ich besuchen wollte, entgegen. Sie hatten mich jahrelang nicht gesehen, und doch gab es keine Begrüßung und keine Fragen, nur den aufgeregten Bericht: «Dir zu Ehren hat Mutter etwas extra gekocht, und sie hat sich auch schön gemacht!»

Eine Stunde später sah ich die Extragabe vor mir: *eine* Kartoffel für jeden am Tisch, eine Kartoffel in der braunen Suppe, Gott weiß, woraus gekocht, die ich trotz allem guten Willen nicht hinunterbrachte. Kartoffeln waren schon seit Wochen nicht mehr zu haben. Die allerletzten, erklärten mir die Jungen, seien für Vaters Geburtstag zurückgelegt.

Das Essen war schnell beendet, denn etwas anderes außer der Suppe gab es nicht; aber die fröhliche Stimmung wurde nicht davon beeinträchtigt. Die Handkoffer, die ich mit so viel Mühe bis hierher gebracht hatte, waren schon vor dem Essen ausgeleert worden. Neben den erwähnten Zigaretten, Lebensmitteln und Kleidungsstücken waren es die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die Freundenausbrüche verursachten: Rasierklingen, Streichhölzer, Schuhnestel, Nähfaden, Nadeln, Knöpfe, Zahnbürsten, Haarnadeln, Bleistifte, Radiergummi; das alles war ja nirgends zu haben.

Ein Leben, in dem diese Kleinigkeiten fehlen, Dinge, an die wir keine Gedanken verschwenden, ist voller Mühseligkeiten, ja voll ungeahnter Schwierigkeiten. Wenn die elektrischen Birnen ausgebrannt sind, so können sie nicht ersetzt werden; wenn der Stein eines kostbaren Feuerzeuges abgenutzt ist, so kann man nur mit viel Glück auf dem schwarzen Markt einen neuen erobern. Aber dieser Mangel auf jedem Gebiet macht die Menschen erfinderisch. Ein junges Mädchen zeigte mir, wie sie aus zerschnittenen alten Seidenstrümpfen sehr festgerollte, gute Schuhnestel machte und damit ihre ganze Umgebung beglückte. Oder die Glocke an einer Wohnungstüre, die aus einem alten Milchsieb, einer Konservendose und etwas Draht verfertigt war.

Noch ein Wort vom schwarzen Markt. Zuzeiten schwillt er in der dafür vorgesehenen Straße gewaltig an und fällt dann wieder zusammen, wenn eine Razzia Käufer und Verkäufer hinweggerafft hat. Meinen Freunden auf dem Lande konnte ich die Geschichte einer alten Dame erzählen, die ich am Tage zuvor gehört hatte. Klein, alt und harmlos war sie aus purer Neugierde in die Straße des Schwarzmarktes eingebogen, um einmal ein wenig zuzusehen. Da bricht die gefürchtete Razzia über das Menschengedränge herein. Vollständig verstört bleibt die alte Frau stehen; niemand beachtet sie, so flüchtet sie unbehelligt nach Hause. Und was findet sie hier in ihrer abgegriffenen Stadttasche? Ein Bündel Tausendmarkscheine. Viel Geld zu besitzen, ist auf dem schwarzen Markt verdächtig, so hatte der Be-

sitzer unter der Panik der Razzia sich seines Reichtums entledigt und ihn dorthin gesteckt, wo ihn niemand suchen würde.

Ich hatte von besagtem gefährlichen Orte ein Brot mitgebracht «Was hat es gekostet?» wurde ich ohne Umstände gefragt. — «120 Mark.» — «Wie? 120 Mark? Und beim Bäcker kostet das gleiche Brot 35 Pfennige!» Daß der Kaffee 600, die Butter 750 und jede Zigarette 6 Mark kosteten, wußten meine Gastgeber und rechneten ungeniert aus, wieviel Geld ich ausgegeben hatte. «Bei uns können sich nur noch wenige Leute diese kostbaren Sachen leisten», sagte meine Freundin seufzend. Ein gutes Monatseinkommen liegt zwischen 400 und 500 Mark.

«Womit verdient ihr euer Leben?» fragte ich, denn ich wußte, daß der Mann meiner Freundin, ein früherer Offizier, keine Arbeit hatte.

«Wir haben ein gutes Auskommen», sagte die junge Frau; sie klebe Mappen und Pappschachteln, und ihre Mutter bemale sie mit Blumen. Bei dem Bahnhof dürfe man in einem Kiosk solcherlei kleine Gegenstände auslegen, und da würden sie so schnell weggekauft, daß man mit der Arbeit nicht nachkomme.

Wozu die Leute denn so viele Schachteln und Mappen brauchten, fragte ich. «Sie brauchen sie vielleicht gar nicht», hieß es, da man aber überhaupt nichts haben könne, kauften die Menschen, was nur zu kaufen sei, ganz gleich, ob sie es brauchen können oder nicht.

«Wie gut, daß du immer noch Pappe findest!»

«Pappe habe ich in großen Mengen! Unser Standesamt hier ist bombardiert worden, dabei ist das Papier in den Dossiers verkohlt, aber die Deckel sind noch zu gebrauchen; sehr schwer ist es allerdings, Material zum Bekleben der Kartons zu finden!»

Ja, den Papiermangel hatte ich schon stark empfunden. Ich war gewohnt, täglich zu verfolgen, was in der Welt vorgeht; aber hier kamen die Zeitungen nicht alle Tage heraus, und wenn sie erschienen, dann in so kleinen Mengen, daß ein Blatt unter vielen Menschen von Hand zu Hand gehen mußte. Ich hatte auch keine Pakete versenden können, weil es mir an Packpapier fehlte, und der Mann meiner Freundin, der auf eine Handelsschule geht, klagte mir sein Leid, daß er keine Hefte zum Nachschreiben hätte; denn die wenigen Lehrbücher, die die Schule besaß, mußten von den Schülern — meistens Männern im reifen Alter — abgeschrieben werden. Man zeigte mir einen alten Warenhauskatalog, zwischen dessen Zeilen der Text eines Handelsbuches abgeschrieben war.

Ich sah wohl etwas verstört über diese Flut von Schwierigkeiten vor mich hin; aber meine Bedrücktheit war gar nicht am Platze. «Das ist alles nicht so schlimm», sagte meine Freundin, «manchmal hat man auch unerwartetes Glück. Neulich habe ich eine einzelne Gardine kau-

fen können, sie war nur unten verbrannt, und habe daraus diese schöne Weste gemacht.» Die «Schönheit» bestand aus großen rötlichen Wasserrosen auf einem grün-blauen Untergrund.

«Und weißt du», sagte mir einer der Knaben, «unsere Schuhe haben so große Löcher, oben und unten» — er hob seinen Fuß, und ich sah die bloße Haut durch die Löcher schimmern — «daß wir nicht zur Schule gehen können, wenn es schneit; dann haben wir Ferien, das ist doch auch schön!»

Ja, vieles war schön in all dieser Kärglichkeit, sogar der Verschluß an der Schlafzimmertüre; es war ein schmaler Stoffstreifen, am Türrahmen befestigt, den man um einen fingerlangen Nagel an der Türkante wickeln konnte. Weniger schön dünkte mich das an der Decke befestigte Tuch, das den Schutt verhindern sollte, in die Suppe zu fallen, die auf einem selbstgemachten Herd kochte. Uebrigens öffnete sich die Haustüre in diesen Küchenraum, der keinerlei Fenster hatte.

Schön war wiederum die Ruhe, mit der alle Widrigkeiten ertragen wurden, und weniger schön dagegen, wenn auch begreiflich, die Notstandsmoral, die in allen Schichten der Bevölkerung herrscht.

Die drei großen Faktoren im menschlichen Dasein: Nahrung, Wärme und Liebe, befriedigt der Mensch, wie immer er kann; geht's nicht zu Recht, dann geht's zu Unrecht!

Vom Sohn meiner Freundin, der aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, aber weder eine Lehre, noch ein Studium hinter sich hatte — er war noch sehr jung —, wurde mir stolz erklärt, er hätte die gefährliche und mühsame Beschäftigung eines «Kohlenabwerfers» ergriffen. Was das sei? Das wäre so:

«Die Kohlenabwerfer schleichen sich in der Nähe der Kohlengruben zu den beladenen Zügen, erklettern die Wagen, um, auf dem Bauche liegend, mitzufahren. Auf den Stationen werfen sie dann Kohle hinunter zu den Menschen, die schon dort warten, und erhalten von diesen ihren Lohn.»

«Und das Zugspersonal?» fragte ich.

«Nun, das besteht ja auch aus Menschen, die wissen, was frieren bedeutet, die drücken beide Augen zu. Uebrigens rechnen die Kohlenfirmen mit einem Drittel Verlust auf jeden Transport.»

Auf dem Rückweg zur Bahn sollte ich eine andere Jugendfreundin begrüßen, die auch als Ausgebombte in dieses Landstädtchen evakuiert war. An der Türe ihres Hauses hing, wie an allen Eingangstüren, der lange Zettel, auf dem die Namen aller hier zusammengewehten Bewohner zu lesen waren. Wir läuteten. Eine Dame in einem langen Gesellschaftskleid öffnete uns — es war wohl das einzige Kleid, das der Zufall ihr gelassen hatte —, Herr und Frau X. schliefen. Jetzt, abends um sechs Uhr?

«Ach, die Armen», sagte die blaße, vornehme Frau, «sie waren die ganze Nacht draußen, um im Stadtpark eine Birke zu fällen und nach Hause zu schleppen.»

«Ist es gut abgelaufen?» fragte meine Freundin voller Mitgefühl.

«Aber gewiß, der Polizist hat geholfen, den Rest aufzuladen, damit sie vor Morgengrauen zu Hause wären.»

Wir wollten die verdienstvollen Holzfäller nicht stören und bestellten nur freundliche Grüße.

Die Rückreise war weniger mühsam als die Hinfahrt, obgleich ich auf meinen leeren Koffern im Stehwagen nicht sitzen konnte, und doch fühlte ich mich bis in die innerste Seele mürbe. Es war wohl die Anhäufung von Not und Mühsal, der Anblick all der hungernden Menschen und der zerstörten Heimstätten, die diesen Tag über an mir vorübergezogen waren. Ich fror auch und hatte einen mörderischen Hunger.

Auf dem ausgebombten Hauptbahnhof war es fast dunkel, als ich endlich ankam. Zwei Stunden zu früh; denn ich war vor der Zeit von meiner Freundin aufgebrochen. Mein Vetter, der mich am Zug in Empfang nehmen sollte, würde noch lange nicht hier sein. Wenn ich ihm telephonierte? Ich suchte die Fernsprechkabinen, mußte eine Sperre passieren, für die ich eine Karte brauchte. Ich löste sie, ging in den Teil des Bahnhofes, wo ich die Kabinen finden sollte. Sie waren nicht da; wieder hinaus. Ein neues Billett, neues Suchen, keine Kabinen. Da wurde ich ärgerlich und löste eine ganze Handvoll Billette nach allen Richtungen; nun mochte daran lochen, wer Lust hatte!

Endlich fand ich im Stockdunkeln eine Reihe von Kabinen; sie waren geschlossen, Zettel klebten an den Türen. Ich beleuchtete sie mit meiner Taschenlampe, und was stand auf den Papieren? «Wegen Ausraubung unbenutzbar.» Auf allen Türen!

Diese Ungehemmtheit, mit der der Zerfall der Ehrlichkeit hier offiziell zugegeben wurde, traf mich wie ein Stich ins Herz. Mir war elend zumute; wenn ich nur irgend etwas Warmes zu mir nehmen könnte! Zitternd vor Kälte ging ich im Freien um den ganzen Bahnhof herum, suchte nach einem Restaurant; aber das einzige, das ich fand, war von der Besatzung requiriert und für Zivilisten nicht zugänglich.

So fragte ich mich nach dem Bahnhofrestaurant durch. Wohl selten in meinem Leben habe ich einen ähnlich häßlichen, verwahrlosten und düsteren Raum gesehen. Ein Essen konnte ich nicht bestellen, weil ich keine Lebensmittelkarte besaß; übrigens war das, was die Leute um mich her aßen auch nicht verlockend: Kohlrüben, eine Art Grütze, die braune Suppe... mir schien sie symbolisch, diese braune Suppe, die das Volk nun auszulöffeln hatte!

Ich bestellte mir einen Kaffee. Der Kellner brachte ihn. Mein Gesicht muß wohl mißtrauisch ausgesehen haben; denn die Leute an meinem Tisch begannen zu schmunzeln. Es war eine mißfarbene Brühe in einem abgestoßenen Eisenbecher. «Zehn Mark fünfundvierzig», sagte der Kellner. Ich gab ihm zwölf Mark. Eine Mark fünfundfünfzig sollte das Trinkgeld sein. Die plötzliche Ruhe um mich her ließ mich aufschauen; lauter verdutzte und verlegene Gesichter, der Kellner zog eiligst davon. Was war geschehen? Ich wußte es nicht. Der Kaffee war untrinkbar.

Zu meiner Zerstreuung hörte ich zu, was die Leute an meinem Tisch redeten. Einer hatte sich erschöpft auf den letzten freien Platz gesetzt und fragte mit verzweifelter Stimme sein Gegenüber: «Wo kann man denn in dieser Stadt übernachten? Ich finde nirgends Unterkunft!»

«Haben Sie schon bei den Bunkernachtquartieren angefragt?»

Der Mann schüttelte resigniert den Kopf. «Ich werde für Sie anfragen», sagte das freundliche Gegenüber, ging fort, kam aber bald zurück: «Alles besetzt.»

«Und nun?»

«Tja, Sie können auf diesem Stuhl übernachten. Wenn es keine andere Unterkunft gibt, kann man Sie hier nicht vertreiben.»

Neben mir erzählte eine schluchzende Frau mit drei Kindern ihrer Nachbarin, sie sei Witwe und heimgekehrt, um zu ihren Eltern zu ziehen; das Haus sei verschont worden, hatten die alten Leute geschrieben, sie solle kommen, heimkommen, und nun fände sie das Elternhaus von der Besatzung requiriert, und niemand könne ihr sagen, wo die Eltern untergekommen seien ... irgendwo, bei irgendeiner fremden Familie ... «Wo soll ich hin mit den Kindern?»

Die Behörden, die früher der Bevölkerung halfen, sind nicht mehr. Ich stand auf und hatte das Gefühl, ich müsse fliehen, irgendwohin; aber man rief mir aufgeregt nach und hielt mich zurück: «Die zehn Mark, die zehn Mark!»

«Was ist damit?» fragte ich. «Der Kaffee ist doch bezahlt.» Nun mußten aber alle am Tisch laut lachen, sogar die verzweifelte Witwe lächelte. — «Der Kaffee kostet nur fünfundvierzig Pfennige. Zehn Mark sind das Pfand für den Becher. Sie müssen Ihre Kontrollmarke abgeben, dann bekommen Sie das Geld zurück.» Jetzt begriff ich, daß die Leute geschmunzelt hatten, als ich auf mein Zehn-Mark-Pfand noch obendrein eine Mark fünfundfünfzig Trinkgeld gegeben hatte.

Ich hätte es wissen können: Miete einer kleinen Wohnung, zwanzig Mark; dann konnte ein Becher Ersatzkaffee nicht zehn Mark kosten. «Woher kommen Sie?» fragte mich die Witwe schüchtern, «aus

Schweden?» — «Nein», flüsterte ich zurück — denn wie hätte ich mit diesem Wunder laut protzen dürfen —, «aus der Schweiz.» — «Sie Glückliche!» Und die Tränen begannen aufs neue zu fließen.

Ich hätte mich am liebsten auch in eine dunkle Ecke gesetzt und geweint. Geweint über einen Zusammenbruch, der alles und jeden in seinen Strudel gezogen hatte. Was für ein Leben!

Dann suchte ich den Bahnsteig, auf dem mein Vetter mich abholen sollte, und war unendlich froh, daß er ihn kurz danach auch betrat. Nach den Erfahrungen dieses Tages sah ich meinen Jugendgespielen erst jetzt prüfend an. Er war vor der Zeit ergraut und sehr, sehr mager, mit den typischen blauen Schatten um die Augen und den eingefallenen Schläfen. Er war im Krieg gewesen, in der Gefangenschaft; sein liebster Freund, mit dem er jahrelang Freud und Leid geteilt hatte, war in Rußland verschollen, er hatte seinen Teil zu tragen; aber gerade wie bei den meisten Menschen, die ich heute gesehen, war nichts von Verzweiflung oder Apathie an ihm zu gewahren.

Oft hatte ich in dieser Zeit das Gefühl, die Leute in Deutschland hätten das Geschick, in das sie hineingetrieben waren, noch gar nicht erfaßt; oder wollten sie es nicht sehen? Oder hinderte der Kampf um die nackte Existenz sie am Nachdenken?

Als ich mit meinem Vetter in seiner Wohnung, hoch oben unter dem Dach seines Elternhauses, angekommen war, sah ich, daß er, der Maler und Dichter, seine eigene Art hatte, um dem dunklen Strudel dieser Zeit zu entgehen. Er hatte sich eine kleine, aber vollendet schöne Welt geschaffen. Was er auf seinen Weltreisen zusammengetragen hatte, war um ihn her, dazu seine Bücher und sein Arbeitsgerät.

In der Harmonie dieser kleinen Insel von Schönheit und Ruhe gaben meine Nerven nach; ich konnte nicht mehr sprechen und hatte Mühe, die Tränen zu verschlucken. Nach so viel Elend, Mühsal, Häßlichkeit dieses sanft erleuchtete, warme, von Harmonie erfüllte Zimmer. Mein Vetter sah meine Ergriffenheit; er fragte nichts, aber er kochte mir türkischen Kaffee, brachte gute Dinge zum Essen; im Handumdrehen stand auf dem niedrigen Tisch vor mir das hübscheste Geschirr, es fehlte auch nicht an einem stärkenden Kognak.

«Woher hast du alle diese unerreichbaren Herrlichkeiten?»

«Du hast mir doch Zigaretten in Mengen mitgebracht und obendrein eine Schweizer Uhr; dafür kannst du noch oft mein Gast sein.»

«Und du bist allein in deiner Wohnung? Keine Zwangseinquartierung? Du hast zwei Zimmer, einen Waschraum, einen großen Vorplatz, besitzest du einen Extraschutzengel?»

«Nein, aber abgeschrägte Decken; die wenigen Quadratmeter, die

heute ein Mensch bei uns beanspruchen darf, werden nach der Zimmerdecke gemessen.»

Nach unserer Mahlzeit blätterte ich in einer Skizzenmappe, die neben mir lag; sie enthielt Malereien von Gräsern, Kräutern, Blumen, so fein und naturgetreu wie japanische Malereien.

«Wann hast du das gemalt?» fragte ich. — «In der Gefangenschaft, in einem Moor, hinter Stacheldraht.»

Ich sah auf die minuziösen Malereien hinunter. Solche Vertiefung in die Schönheit kleiner, unscheinbarer Pflanzen, und die Ruhe der Hand, die den feinen Pinsel führte, wie konnte das sein, wenn man als Gefangener unter Tausenden von Mitgefangenen lebte? Welch einen Frieden des Gemüts setzten diese kleinen Meisterwerke voraus, der von keiner Häßlichkeit der Umgebung, von keinem Haß gegen die Feinde, von keiner Stacheldrahtkrankheit der Mitgefangenen zu vergiften war. Auch das war ein Teil Deutschland!

«Woher hattest du denn Pinsel und Farben?»

«Die waren immer im Tornister bei mir gewesen.» Er lachte fröhlich auf. «Mein Oberleutnant hat einmal mein Malgerät entdeckt, er ließ es mir, aber er sagte entrüstet: ‚Ich fürchte, Sie werden nie ein guter Soldat werden!' — ‚Ich hoffe es, Herr Oberleutnant.' So konnte man wenige Wochen vor dem Zusammenbruch diesen Leuten antworten ... früher hätte es mich den Kopf gekostet.»

An einem der nächsten Nachmittage holte er mich unten in der Wohnung seiner Eltern ab, um mich in das Theater zu führen. Um zehn Uhr muß die Bevölkerung in den Häusern sein, deshalb fangen die Vorstellungen schon um fünf Uhr an.

Während ich mich verabschiedete, sah ich, daß mein Vetter sich vor dem Ofen bückte, einige Holzscheite aufnahm und sie unter den Arm klemmte. «Willst du im Schnee ein Picknick mit mir machen, oder warum trägst du das Holz mit dir?»

«Wenn wir nicht jeder neben der Theaterkasse zwei Holzscheite ablegen, bekommen wir kein Billet.»

Das Theater, in das wir gingen, schien eine ausgebrannte Ruine zu sein; über der Eingangshalle stand der Winterhimmel, aber das hintere Theaterhaus hatte ein Dach. Es wurde auf der Probebühne Shakespeare gespielt, sehr gut gespielt. Wir saßen in einem improvisierten Zuschauerraum. Die Gesichter um mich her zeigten den hingerissenen Ausdruck von Menschen, die endlich wieder einer heißersehnten Freude teilhaftig werden.

Bei dem Fehlen von Büchern — die Buchhändler verleihen ihre Ware nur — war das gesprochene Wort, der hohe Sinn der Shakespearischen Gedanken, wie kostbare Nahrung für den hungernden

Geist. Es fehlten wie zu Shakespeares Zeiten die Kulissen und die Kostüme, aber das sah niemand; der Geist wehte durch diese halbzerstörten Mauern, und es war wohl niemand unter den Zuschauern, dem er nicht die innerste Seele mit wunderbarem Trost berührte.

Als wir das Theater verließen, war es tief dunkel. Wir wollten keine Straßenbahn nehmen, weil sie um diese Zeit, da sie ausnahmsweise fuhr, so gedrängt voll war, daß es fast aussichtslos war, den Sturm auf die Wagen mitzumachen.

Wir brauchten zwei Stunden zu Fuß, bis wir zu Hause waren. Zehn Uhr war vorüber. Man kann nicht sagen, «es hatte zehn Uhr vom Turm geschlagen», denn die Uhren in Deutschland stehen alle. Von unserer Grenze bis Hamburg habe ich nirgends Uhren in Gange gesehen. Die Uhrenlosigkeit — denn Taschenuhren sind auch sehr selten geworden — schlägt in das Kapitel der Datumlosigkeit. Da niemand Kalender besitzt und die Zeitungen nicht täglich das Datum anzeigen, fragt einer den andern: Welchen Tag haben wir heute? Und möchte man eine Verabredung für einen entfernten Tag treffen, so muß man an den Fingern abzählen und achtgeben, daß man sich nicht irrt.

Diese geradezu östliche Einstellung der Zeit gegenüber macht wohl auch, daß die Bevölkerung das Verschwinden einer präzisen, schnellen Postverbindung ohne Murren erträgt. Die Briefe gehen so langsam, daß man sich zweimal besinnt, bevor man eine schriftliche Mitteilung macht; ja meistens unterläßt man sogar das Schreiben, und da man auch sonst nur schwer zueinander kommt, rücken die Menschen sich so fern wie in alten Zeiten; die Geselligkeit ist eine andere, und zufällige geworden.

Wir sprachen über diese Dinge, als wir um zehn Uhr unser Haus noch nicht erreicht hatten. Das war besorgniserregend; denn wir waren gewärtig, daß die englische Polizeistreife uns entdecken und zur Wache bringen würde. Wir wollten aber viel lieber zu Hause endlich essen, plaudern und nicht in der Wache auf einer harten Bank sitzen.

Der Stadtteil, durch den wir jetzt gingen, war fast völlig in Ruinen verwandelt. Tagsüber schienen die Schutthalden, von ausgebrannten Mauern umgeben, menschenleer zu sein, aber jetzt bei Nacht leuchtete bald hier, bald da Licht aus verklebten Fenstern. Dort wohnten Menschen in Zimmern, denen man eine notdürftige Decke gegeben hatte. Die Treppen führten im Freien aufwärts. Auch aus Kellerfenstern brach hin und wieder ein Lichtschein und beleuchtete die kleinen Schornsteine, die aus dem Boden ragten und Rauchwolken ausstießen.

In dieser wahrhaft schaurigen Umgebung der geschwärzten Ruinen, zwischen denen der Wind pfiff und Wolken von Staub aufwirbelte,

hausten Menschen, angeklammert an den Rest ihrer einstigen Wohnstatt. Wie mochten die Tage und Nächte gewesen sein, als das Feuer vom Himmel fiel und unter ohrenzerreißendem Donnern und Explodieren dieses ganze Häusermeer zusammenbrach?

«Jene bewohnten Gelasse, die an den Ruinen kleben, das ist wohl das Schlimmste, was ich bisher gesehen habe», sagte ich zu meinem Begleiter. — «Es gibt noch Schlimmeres», antwortete er ruhig. «Die Bunker. Da drinnen leben Tausende von Menschen, meistens Ostflüchtlinge, die nichts besitzen, als was sie auf dem Leibe tragen. Man hat in diesen riesigen Schutzräumen durch Bretterwände Wege und kleine Wohnungen errichtet, darin vegetieren Männer und Frauen, die einmal Herr auf eigenem Grund und Boden waren, im Frühlicht über die Aecker schritten und in der Abendsonne vor ihren Häusern saßen, und jetzt liegen sie tatenlos auf ihren Pritschen, ohne Tageslicht, fast ohne Lüftung. Sie haben nicht einmal einen Schrank, keinen Stuhl; sie stehen beim Essen an ihrem Tisch, und sehr oft geht der einzige Löffel rundum.

Einmal habe ich für ein Zimmer voller Flüchtlinge ein buntes Bild aus einer Zeitschrift mitgebracht. Wie groß die Freude darüber war, merkte ich erst nach einigen Wochen, als ich abermals kam und mein Bild weit fort in einem andern Verschlag fand; es wurde wochenweise ausgeliehen.»

Wir stapften schweigend weiter durch den nassen Schnee; mir konnte er nichts anhaben, aber ich wußte, daß mein Vetter wie alle Leute Löcher in den Sohlen hatte. Plötzlich ergriff er mich am Arm und zog mich wortlos über einen Schutthaufen in den Schatten einer Mauer. Wir standen ganz still; die Schritte zweier Männer kamen näher; ein Teil ihres gelangweilten Gespräches wehte heran, wurde laut, ging mit ihnen davon. Wir traten wieder auf die Straße.

Kein Wort über den Vorgang kam über unsere Lippen, erst unter der Haustüre, als mein Vetter aufschloß, sagte er und schaute noch einmal die dunkle Straße entlang: «Ich war eine Zeitlang in Paris ... Auge um Auge, Zahn um Zahn.»

Am nächsten Tag hatte ich bei Verlegern und Buchhändlern zu tun. Bei einem dieser Besuche war ich durch ein Treppenhaus, dem eine Wand fehlte, über Korridore aus Brettern in den einzig benutzbaren Raum eines großen Verlagshauses getreten. Sämtliche Mitarbeiter saßen dort zusammengedrängt, in Mäntel und Decken gehüllt. Auf einer der seltenen Schreibmaschinen schrieb eine Frau in Handschuhen. Kisten mit Papier, Bücherstapel, Packmaterial, alles, was gerettet worden war, diente als Sitzgelegenheit, als Tisch oder als Trennungswand. Einige Fenster waren mit Holz vernagelt, andere mit Papier

verklebt. Da man aber doch nicht ohne Licht auskommen konnte, hatte man einzelne offen gelassen. Durch diese wehten nun Regen und Schnee herein. Es war düster und unschön in dem großen Raum; aber wer achtete darauf!

Die Gespräche, die hin und her flogen, die Intensität, mit der hier gehofft, geplant, vorausgesagt wurde, das alles war hell und erfreulich, voll pulsierenden Lebens, dabei hatte wohl jeder, Mann oder Frau, der hier in diesem Raume war, nagenden Hunger, und keiner von ihnen besaß wohl ein unangetastetes Heim, in dem er sich am Abend in Ruhe hätte erholen können.

Es war schon zwei Uhr. Ich hatte noch eine Reihe von Fragen zu besprechen und schlug deshalb meinen Geschäftspartnern vor, in einem Restaurant zu essen. «Das wird schwerhalten», sagte man mir. «Sie haben keine Lebensmittelkarten, und uns würde die Familie zu Hause den Kopf abreißen, wenn wir unsere kostbaren Marken in ein Restaurant trügen.» Ja, da hatte ich es wieder vergessen, daß nicht für jeden Menschen, der zu bezahlen bereit ist, ein Tisch gedeckt war.

Wir gingen trotzdem in ein Restaurant, das noch an die frühere Eleganz erinnerte; aber wir bekamen nichts anderes als ein sauersüßes heißes Getränk; ich glaube, es war aus Vogelbeeren gemacht. Meine Begleiter schienen nichts von Hunger zu wissen, und als sie mich später anderthalb Stunden weit zu einem Geschäftsfreund begleiteten, hatte ich Mühe, mich ihrer Frische anzupassen.

Den Besuch konnten wir dann aber nicht in der verschonten Villa abstatten, weil sie gerade von einer Besatzungsbehörde beschlagnahmt war. Wir fanden den Besitzer in der Wohnung seiner eigenen Garage. In den kleinen Zimmern hingen alte Holländer an den Wänden. In langen Bücherborten stand das Beste der Weltliteratur. Unser Gastgeber war voller Anerkennung für die Besatzungsbehörden, die ihm bereitwillig überlassen hatten, woran sein Herz am meisten hing; sie hatten ihm nicht einmal verwehrt, eine Batterie guter Flaschen aus seinem Keller mitzunehmen. Auch in diesem improvisierten Heim war die Unterhaltung weit entfernt von der Misere des Tages.

Ich habe nur einmal über zwei englische Unteroffiziere klagen hören, die in einem Privathaus Zwangseinquartierung anzuordnen hatten, und das aus dem Munde einer achzigjährigen Dame der alten Schule.

«Nein, wirklich», sagte sie ärgerlich, «diesen jungen Männern von heute muß man noch Manieren beibringen. Da gehen sie einfach in meine Zimmer, ohne anzuklopfen, als seien sie hier zu Hause. Ich sage dir, es fehlt an der Kinderstube. Aber sie haben es begriffen und klopfen jetzt immer höflich an, wenn sie bei mir zu tun haben.»

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die alte Dame die

Tradition der guten Manieren aufrechterhält, stehen noch Flieder- und Rosensträucher in den schutterfüllten Stadtgärten, umgeben von Ruinen. Die Sträucher waren zwar kahl, aber man erzählte mir, daß die völlig verlassenen Stadtteile schon jetzt, drei Jahre nach der großen Bombardierung, die fast eine Woche lang dauerte, sich mit allerlei freundlichem Grün bedeckten.

Ruinen, in dem Ausmaß, wie man sie heutzutage in fast allen europäischen Ländern vorfindet, sind trotz der gnadenreichen Natur ein unsagbar trauriger Anblick. Auf unserer Heimfahrt nach Süden packte mich wieder und wieder das graue Entsetzen, wenn wir eine Ruinenstadt nach der andern durchfuhren. Wie sollte man je das herrliche Alte ersetzen, das hier mit manchem Wertlosen zusammen zugrunde gegangen war?

Wenn wir früher in Büchern und Mappen berühmte Baudenkmäler betrachteten, gaben wir uns wohl mit den Abbildungen zufrieden. Wir konnten ja jederzeit hinreisen und in der Betrachtung all des Schönen, das frühere Generationen uns hinterlassen hatten, glücklich sein. Wenn wir aber von jetzt an jene Blätter durch die Hände gleiten lassen, so wird uns der eisige Schrecken durch das Herz fahren: dieses besteht nicht mehr, und jenes ist verschwunden; wir können die versäumte Reise nicht mehr nachholen. In Bruchsal fragten wir nach dem Schloß; man wies uns zu einer Ruinenstätte zwischen andern Ruinen.

In einer besonders stark betroffenen Stadt sollten wir bei einem Geschäftsmann einen Brief abgeben. Mit Mühe fanden wir in einem fast ganz zerstörten Stadtteil das Haus. War es möglich, daß in diesem Gebäude jemand ein Büro besaß? Es fehlte ja die eine Seitenmauer! Wir tasteten uns die stockdunkle Treppe über knirschenden Schutt hinauf, fanden das Büro, traten ein ... Uns blieb der Atem stehen. Da saß an einem großen Schreibtisch ein zusammengesunkener Mann; er schwebte fast im Freien. Neben seinem linken Arm war Luft, Himmel, Wolken.

Der Mann schaute auf, er sah wohl unsere Verblüffung. «Entschuldigen Sie», sagte er monoton, «daß ich Sie in einem so luftigen Raum empfange; gestern war hier neben mir noch das Fenster; die Mauer ist heute Nacht bei dem Sturm eingestürzt; morgen kommt vielleicht das Dach dran.»

Wir brachten unsern Auftrag vor; aber der Mann schüttelte müde den Kopf, er hätte keine Lust mehr zu Geschäften; wozu auch? Seine beiden Söhne, Knaben, die noch nicht einmal die Schule beendet hatten, waren gefallen. Er sagte «gefallen», obgleich man uns früher erzählt hatte, daß der fünfzehnjährige Sohn, der sich zu kämpfen geweigert hatte, an einem Baum aufgeknüpft worden war, wo die Mutter

ihn nach Tagen holen durfte. Sie war verrückt geworden. Der Mann, dem wir gegenübersaßen, war vor kurzem aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt; er sah uns mit einem abgründig verzweifelten Blick an.

«Nein», sagte er, «ich spiele nicht mehr mit ... wenn man uns nicht alle Waffen genommen hätte, würden Sie mich hier nicht lebend gefunden haben.»

An diesem Tage versuchten wir, in einer größeren Stadt Nachtquartier zu finden, wie immer in einem der Hotels, das von der Besatzungsmacht belegt war; aber nirgends war ein Platz zu finden, überall wurden wir abgewiesen. Nach Mitternacht entschlossen wir uns, im Freien in unserm Wagen zu übernachten, obgleich wir wußten, daß zwei einzelne Frauen mancherlei ausgesetzt waren.

Zwei junge Deutsche, Türhüter des Militärhotels, sahen unsere Notlage, und ohne zu zögern, halfen sie uns, unbemerkt in den Hinterhof zu fahren, obgleich diese Tat sie ihre Stelle, vielleicht die Freiheit kosten konnte.

Die Nacht war kalt, um uns her standen die übriggebliebenen Mauern fünfstöckiger Häuser. Ausgezackt ragten sie zum frostklaren Himmel auf; die Sterne zogen in unzerstörbarer Erhabenheit über diese Zeugen von Schuld und Sühne einer unseligen Generation dahin; der Mond stieg hinter den Mauern auf, bald durch die eine, bald durch die andere Fensterhöhle leuchtend, und wir, allein draußen in dieser Nacht, so klein unter dem ewigen Firmament, zu Füßen dieser Riesenruinen, waren wir nicht ein Sinnbild für Hunderttausende, ja Millionen, denen man Dach und Bett genommen?

Mußte uns nicht die Verzweiflung packen über die Irrwege, auf denen wir alle, Verschonte und Betroffene gehen? Aber dann kamen mir die jungen Menschen in den Sinn, die uns furchtlos geholfen hatten, so gut sie konnten, und dieses kleine Licht einer schlichten Menschlichkeit, das leuchtete gerade so hell wie die Sterne über den Ruinen.

Solange noch die Güte von einem Menschen zum andern hinüberreicht, ist der Kreislauf des Lebens nicht zerrissen, und keine Ruinen und keine Not können Auferstehung und Versöhnung hindern.